

„Mich hätte interessiert, noch mehr über den politischen Aktivismus der interviewten Wissenschaftlerinnen zu erfahren ...“

Ein Lehr- und Forschungsprojekt zur Wissens- und Politikgeschichte der Women's Studies in den USA

Johanna Gehmacher im Gespräch mit Friedrich Cain, Nadja Etinski, Konstantina Maria Hornek, Dietlind Hüchtker, Lisa Pairits und Liana Popa

Sollen die Women's Studies, wie sie in den 1970er-Jahren entstanden, als eigenes Fach institutionalisiert oder als thematischer bzw. methodischer Schwerpunkt in den unterschiedlichen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen etabliert werden, um dort grundlegende Perspektivverschiebungen anzustoßen? Die Kontroverse darüber fand auch im Rahmen der Gender Studies, zu denen sich die Women's Studies in den 1990er-Jahren vielerorts wandelten, zu keiner Klärung. Die zum Teil sehr dezierten Positionen sind aber sukzessive pragmatischen Sichtweisen gewichen, die sowohl Gelegenheiten zur Kooperation als auch Chancen zur Institutionalisierung begrüßten. Gleichwohl eröffnet diese wissens- und gesellschaftspolitische Frage, die im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mit einiger Verve diskutiert wurde, nicht nur die Möglichkeit, grundlegende Fragen zur Etablierung neuer Zugangswei-

DOI: <https://doi.org/10.25365/oezg-2025-36-2-8>



Friedrich Cain, Fakultätszentrum für transdisziplinäre historisch-kulturwissenschaftliche Studien, Universität Wien, Kolingasse 14–16, 1090 Wien, Österreich; friedrich.cain@univie.ac.at

Johanna Gehmacher, Institut für Zeitgeschichte, Universität Wien, Unicampus Hof 1, Spitalgasse 2–4, 1090 Wien, Österreich; johanna.gehmacher@univie.ac.at

Nadja Etinski, Interdisziplinäres Masterstudium Zeitgeschichte und Medien, Universität Wien; nadja.etinski@gmail.com

Konstantina Maria Hornek, Masterstudium Europäische Ethnologie, Universität Wien; konstantina.maria.hornek@univie.ac.at

Dietlind Hüchtker, Fakultätszentrum für transdisziplinäre historisch-kulturwissenschaftliche Studien, Universität Wien, Kolingasse 14–16, 1090 Wien, Österreich; dietlind.huechtker@univie.ac.at

Lisa Pairits, Masterstudium Geschichte, Universität Wien; a11833300@unet.univie.ac.at

Liana Popa, Freie Historikerin, Schwerpunkt Frauen- und Geschlechtergeschichte; liana.popa@univie.ac.at

sen, Themenfelder und Fächer zu diskutieren, sie wirft auch ein Licht auf die Entstehungsgeschichte feministischer Perspektiven in der Wissenschaft und kann damit helfen, gegenwärtige Herausforderungen und Konfliktlagen zu analysieren.¹

Unter dem Titel „Situating Disciplines. Gender und Women's Studies im Archiv“ boten Dietlind Hüchtler und Friedrich Cain im Studienjahr 2023/24 ein zweisemestriges Lehr- und Forschungsprojekt an, in dem sie mit den Studierenden die historischen Kontexte dieser auch für andere Institutionalisierungsprozesse so relevanten Frage erforschen wollten. Das Seminar sollte den Teilnehmer*innen Gelegenheit geben, mit historischem Interviewmaterial zu arbeiten und dabei eigene Projekte zur Geschichte der Women's und Gender Studies in den USA zu entwickeln. „Interesse an der Publikation der Seminararbeiten und Bereitschaft zur entsprechenden, umfassenden Mitarbeit“ wurde in der Ankündigung als Teilnahmevoraussetzung genannt, denn ein Ziel des 2023/24 am Fakultätszentrum für transdisziplinäre historisch-kulturwissenschaftliche Studien der Universität Wien angebotenen Seminars war es, die Ergebnisse der von den Studierenden entwickelten Projekte in einem wissenschaftlichen Journal zu publizieren. Die Teilnehmer*innen sollten einen Forschungsprozess nicht nur simulieren, sondern ihn auch tatsächlich von der Archivrecherche über die Quellenanalyse bis zur Publikation durchführen.

Als Quellenkorpus standen den Seminarteilnehmer*innen Interviews zur Verfügung, die die österreichische Soziologin Renate Retschnig 1995 mit 25 wichtigen Vertreterinnen der Women's Studies an mehreren kalifornischen Universitäten geführt hatte.² Zu den Interviewpartnerinnen zählten schon in den 1990er-Jahren international bekannte Vertreterinnen feministischer Ansätze wie Donna Haraway, Inderpal Grewal oder Chinosole, aber auch in Europa weniger bekannte Persönlichkeiten wie Gloria Bowles, Barbara Christian oder Candace Falk, die sowohl für den Aufbau eigener Institutionen als auch für die Etablierung feministischer Perspektiven in ihren jeweiligen Fächern verantwortlich zeichneten. Nach Renate Retschnigs frühem Tod 2003 wurde das umfangreiche Material von STICHWORT. Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung in Wien aufbewahrt und transkribiert.³ Hanna Hacker hat bereits 2008 auf den wertvollen Bestand aufmerksam gemacht,⁴ aber

1 Zur Historisierung von Frauenbewegungen vgl. auch den Beitrag von Dietlind Hüchtler in diesem Band.

2 Renate Retschnig, Amerika – das gelobte (Frauenforschungs-)Land? Ein „wissenschaftlicher“ Forschungsbericht, in: Information. Zeitschrift der interuniversitären Koordinationsstellen für Frauenforschung Linz, Graz und Wien 3/1 (1996), 56–58.

3 Nicht alle Interviews sind allerdings öffentlich zugänglich, da es im Zuge des Seminarprojekts in einigen Fällen (so zum Beispiel bei Barbara Christian) nicht gelungen ist, einen Kontakt zu den Interviewpersonen oder deren Erb*innen herzustellen und eine Genehmigung zur Beforschung einzuholen.

4 Hanna Hacker, „That's true but I resisted giving you this story“: 25 Interviews, feministisch, wissenschaftshistorisch, warten auf ihre Analytikerinnen, in: Feministische Studien 26/1 (2008), 122–128. Für

der Schatz blieb bislang weitgehend ungehoben. Cain und Hüchtker wollten nun die Erzählungen und Selbstreflexionen der Aktivistinnen der ersten Stunde nutzen, um gemeinsam mit den Studierenden über Strategien zur Institutionalisierung neuer Wissensfelder und die damit verbundenen Herausforderungen und Konflikte nachzudenken. Im Fokus standen Debatten um die Verortung der Women's Studies innerhalb oder (als eigenes neues Fach) zwischen den Disziplinen, aber auch das Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und feministischer Bewegung. Für viele Teilnehmer*innen war es der erste intensivere Kontakt mit Archivmaterial, sodass das Seminar Gelegenheit bot, sich nicht nur mit Funktionsweisen und Grenzen von Archiven vertraut zu machen sowie Formen der Erschließung unterschiedlicher Materialien zu reflektieren, sondern auch die epistemische Qualität spezifischer Materialien einschätzen zu lernen.

Zu den Besonderheiten dieses Bestandes zählen seine vielschichtigen Zeitbezüge. So fragte Renate Retschnig in allen Gesprächen nach den persönlichen Anfängen der Interviewpartnerinnen in den Women's Studies, nach der (1995) aktuellen Situation des Feldes und nach Einschätzungen der Perspektiven für die Mitte der 1990er-Jahre gerade im Umbruch zu einem neuen Selbstverständnis als Gender Studies stehenden Women's Studies in den USA. Sie erschloss mit diesen Leitfragen bereits drei Zeitebenen, innerhalb derer sich nicht nur die Protagonistinnen, sondern auch der Gegenstand veränderten. Darüber hinaus erforderte die Analyse der vor inzwischen dreißig Jahren geführten Interviews historische Kontextualisierung zumindest auf zwei Ebenen: hinsichtlich der von den Interviewpartnerinnen erzählten Entwicklungen in den 1970er- und 1980er-Jahren und hinsichtlich der Gegenwart des Interviewprojekts, in den 1990er-Jahren, als die Women's Studies in den USA bereits einen gewissen Institutionalisierungsgrad erlangt hatten und als Modell für Institutionalisierungsprozesse in Europa diskutiert wurden. Diese Aufmerksamkeit für die unterschiedlichen Zeitebenen regte die Seminarteilnehmer*innen darüber hinaus an, die Frauen*- und Geschlechtergeschichte, wie sie heute an der Universität Wien betrieben wird, neu historisch einzuordnen. Die historische Perspektive machte auch deutlich, dass manche vor inzwischen bald fünfzig Jahren getroffene Einschätzungen und Analysen immer noch relevant sind. Somit galt es, die so dokumentierten Ereignisse und Prozesse in ihrer vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeitlichkeit zu analysieren und nicht nur vergangene und gegenwärtige Vergangenheit zu kontrastieren, sondern auch unterschiedliche Ebenen vergangener Zukunftsvorstellungen mit gegenwärtigen Zukunftsperspektiven der Gender Studies in ein Verhältnis zuei-

eine kurze Zusammenfassung über den Bestand und das Lehr- und Forschungsprojekt siehe Friedrich Cain/Dietlind Hüchtker, US-amerikanische *Women's Studies* in Wien. Die Wege eines studentischen Forschungsprojekts durch historische Zeiten und Räume, in: STICHWORT Newsletter 60/2025, 7–12.

inander zu setzen.⁵ Gerade letzterer Zusammenhang gewinnt aktuell angesichts der Angriffe auf Gender Studies und Diversity-Programme in den USA besondere Brisanz. Historisierung und Vergegenwärtigung, wie sie Hacker bereits 2008 nahelegte, versprechen daher auch 2025 relevante Erkenntnisperspektiven.

Die massiven staatlichen Angriffe auf Genderforschung in postliberal regierten Gesellschaften der Gegenwart machen nicht nur deutlich, dass die kontinuierliche Dokumentation sozialer und politischer Bewegungen von großer Bedeutung für die spätere Forschung ist, sie verweisen auch auf die Notwendigkeit, parallel zur staatlich getragenen Archivierung auch alternative Repositorien, wie Bewegungsarchive, zu fördern und zu erhalten. STICHWORT, das seit 1983 Literatur sammelt und Material zu feministischem Aktivismus sichert und aufbewahrt, ist über den Verband i.d.a. transnational vernetzt.⁶ Das Archiv stellte für das Lehr- und Forschungsprojekt „Situated Disciplines“ eine unverzichtbare Voraussetzung dar – die dort gesicherten Materialien ermöglichten den Studierenden die Erarbeitung differenzierter Forschungsfragen. So konnten sie unterschiedliche Formen der Auseinandersetzung mit historischen Forschungsmaterialien im Sinne eines *Restudy*-Ansatzes erproben, wissens- und bewegungsgeschichtliche Perspektiven entwickeln und spezifische Formen der Erinnerung analysieren.

Die im Rahmen der beiden Seminare entwickelten Forschungs- und Publikationsprojekte der Studierenden etwa zu Fragen der Übersetzung (Ines Birke und Konstantina Maria Hornek), zur Verhandlung von Generationenfragen (Lisa Pairits) oder zum Verhältnis zwischen Wissenschaft und Aktivismus (Liana Popa) werden in Aufsätze münden, die in einem Themenheft der Zeitschrift *Æther* veröffentlicht werden.⁷ Edierte Interviews (etwa mit Donna Haraway) werden den Band ergänzen. Das an der Professur für Wissenschaftsforschung der ETH Zürich 2017/18 entwickelte Projekt *Æther* zielt darauf, dass Studierende im Rahmen von Projektseminaren „anhand eines konkreten Gegenstandes – eines Ortes, eines Archivs, eines Themenkomplexes – gemeinsam an einer Publikation arbeiten“ und nicht nur lernen, „sich komplexe gesellschaftliche Sachverhalte [...] eigenständig zu erschliessen“, sondern über diese Sachverhalte auch „kritisch – schreibend – zu reflektieren und sie einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln“.⁸ Für das Lehr- und Forschungsprojekt „Situ-

5 Zur Ausfaltung der jeweiligen Zeitperspektiven auf allen Zeitebenen von vergangener Vergangenheit zu zukünftiger Zukunft als historisches Verfahren vgl. Reinhart Koselleck, Stetigkeit und Wandel aller Zeitgeschichten. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen, in: ders., Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt am Main 2003, 246–264.

6 Brigitte Geiger/Margit Hauser, Leidenschaft für ein Frauenbewegungsarchiv. 40 Jahre STICHWORT. Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung, in: Feministische Studien 41/1 (2023), 156–160.

7 *Æther* 10: Zwischenstände. Women's Studies im Gespräch, hg. von Friedrich Cain und Dietlind Hüchtler.

8 About *Æther*, in: <https://aether.ethz.ch/about/> (13.6.2025).

ated Disciplines“ kooperierten Friedrich Cain, Dietlind Hüchtker und die Seminargruppe mit *Æther*, insbesondere mit der Literaturwissenschaftlerin Ines Barner (Universität Luzern) und dem Wissenschaftshistoriker Nils Güttler (Universität Wien), die das Projekt tatkräftig unterstützten.

Um zu erkunden, welche Erfahrungen Lehrende und Studierende mit diesem ambitionierten Ansatz des integrierten Lernens und Forschens gemacht haben, habe ich im Jänner 2025 ein einstündiges Gruppeninterview mit vier der beteiligten Studierenden und den beiden Lehrveranstaltungsleiter*innen geführt. Dabei ging es nicht nur darum herauszufinden, welche Interessen und Hoffnungen auf spezifische Erkenntnisgewinne seitens der Lehrenden in die Planung und Entwicklung des Projekts eingingen, sondern auch die Erwartungen und Erfahrungen der Studierenden kennenzulernen. Insbesondere wollte ich herausfinden, wie sie sich an das Quellenmaterial angenähert haben, welche Überraschungen und welche Herausforderungen ihnen dabei begegnet sind. Ein weiterer Fokus lag auf der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Zeitphasen, die das Interviewmaterial bewusst machte – so standen etwa Kontinuitäten und Diskontinuitäten im Hinblick auf das Verhältnis von Wissensgewinnung und politischer/sozialer Bewegung seit den 1970er-Jahren zur Diskussion. Weitere Fragen zielten auf Erkenntnisse in Bezug auf Kontexte und Formate von Archivierung und auf die Möglichkeiten und Herausforderungen von Expert*inneninterviews. Schließlich haben wir auch noch darüber gesprochen, wie sich das Wissen, dass die im Rahmen der beiden Seminare erstellten Arbeiten publiziert werden würden, auf den Forschungs- und Schreibprozess der Studierenden, aber auch auf die Praxis der Rückmeldung der Lehrenden zu den entstehenden Texten ausgewirkt hat. Welche Erwartungen verbanden und verbinden die Studierenden mit der Publikation ihrer Studien, welche für zukünftige Lehre nutzbaren Erfahrungen machten die Lehrenden mit der Arbeit an der Publikation des Themenbandes? Die Themenfelder des offenen Gesprächs, für das ich allen Beteiligten herzlich danke, wurden vorab bekannt gegeben. Nach der Transkription und Kürzung bestand Gelegenheit, das Transkript zu redigieren.

Johanna Gehmacher: Welche Erwartungen hatten Sie, als Sie diese Lehrveranstaltung ausgewählt haben, die über zwei Semester geplant war und bei der Sie im STICH-WORT-Archiv mit Interviews aus den 1990er-Jahren arbeiten sollten? Was war im Verhältnis zu diesen Erwartungen besonders überraschend, auch im Hinblick auf die Begegnung mit diesen Quellen, die Sie sich dann angeschaut haben? Gab es auch Enttäuschungen oder positive Überraschungen?

Konstantina Maria Hornek: Ich komme aus der Europäischen Ethnologie, bislang ohne Schwerpunkt auf Frauen- und Geschlechtergeschichte. Für mich ist das eine persönliche Erweiterung, fachlich und methodisch, daher hatte ich gar nicht so

hohe Erwartungen. Ich *habe* erwartet, dass wir Archivmaterial begegnen werden – auf welche Art, das stand offen. Mit einem Hintergrund im Museums- und Archivbereich ist es für mich immer spannend, mit Material zu arbeiten. Der erste Kontakt war ein wenig unerwartet, weil wir zunächst den Transkripten der Interviews begegnet sind, die verfügbar waren. Diese wurden, soweit ich weiß, erkämpft, weil es doch recht geschütztes Material ist. Vielleicht gab es also doch eine gewisse Erwartung, die erfüllt wurde, nämlich dass das Material gar nicht so einfach frei zugänglich und eine gewisse Geduld und Arbeit erforderlich ist.

Johanna Gehmacher: War auch das Material selbst überraschend?

Konstantina Maria Hornek: Das Überraschende war, welches Interview Ines Birke und ich schließlich gewählt haben. Wir sind hängen geblieben bei einem Interview mit Candace Falk, in dem sie von Überwachungsorganen an der Universität spricht.

Nadja Etinski: Ich habe im Laufe der ersten Wochen die Namen der Personen gesehen, die Renate Retschnig interviewt hat. Und ich dachte mir, okay, Donna Haraway, *das* ist eine Person, die man kennt, die werde ich sicher wählen. Doch dann war für mich die Vielfalt der Interviews sehr überraschend und wie viel ich von den Interviews und von den Personen gelernt habe. Sodass Donna Haraway bei mir ganz in den Hintergrund geraten ist, obwohl sie jemand ist, die ich sehr schätze.

Johanna Gehmacher: Das Material, mit dem Sie gearbeitet haben, ist ja relativ alt. Es ist schon dreißig Jahre her, dass Renate Retschnig diese Interviews geführt hat. Und darüber hinaus wird darin auf eine historische Phase verwiesen, die noch sehr viel weiter zurückliegt. Das heißt, Sie hatten mit Texten und auch Konzepten aus unterschiedlichen Zeitphasen zu tun. Wie ist es Ihnen damit ergangen? Waren da auch Fremdheitserfahrungen dabei oder erfuhren Sie auch Dinge, die Ihnen vertraut schienen?

Lisa Pairits: Ich finde, es klingt vertraut, gerade wenn man sich die Interviews anhört. Ich habe mich manchmal schwergetan, diese unterschiedlichen Zeitspannen wahrzunehmen – weil man so im Gespräch drinnen ist. Man kann sich doch ziemlich gut einfühlen. Es ist dann ein aktiver Prozess zu sagen, oha, das war ja schon länger her, und die Interviewpartnerinnen reden über noch länger vergangene Ereignisse. Ich finde, dass man das aktiv mitdenken muss.

Johanna Gehmacher: Und haben Sie Strategien gefunden, diese Distanz wieder zu gewinnen?

Lisa Pairits: Ich habe mir im Archiv immer ganz viele Notizen gemacht und mich dann zu Hause an meinem Schreibtisch noch einmal hingesetzt, diese Notizen noch mal durchgearbeitet und versucht, das für mich selbst auf einem Zeitstrang

einzuordnen. Ich klebe mir das dann auf und schiebe die Sachen herum. Aber im ersten Schritt habe ich es nicht immer geschafft.

Johanna Gehmacher: Was ich interessant finde, ist, dass Sie selbst Zeit dazwischen gesetzt haben, das heißt Ihre Strategie war, Zeit vergehen zu lassen.

Konstantina Maria Hornek: In unserem Beitrag für die Zeitschrift *Æther* gibt es tatsächlich ein Kapitel mit dem Titel „Zwischen drei Gegenwart“. Wir haben auch im Seminar einmal detaillierter über diese Überlagerung verschiedener zeitlicher Ebenen gesprochen. Renate Retschnig strukturiert ihre Interviews auch so, dass sie sich zuerst für die Anfänge der jeweiligen Person, die sie interviewt, interessiert. Dann fragt sie nach der Gegenwart, wie die Dinge jetzt so laufen. Und ihre Abschlussfrage ist immer ein Ausblick in die Zukunft. Das heißt, man hat einerseits diesen Blick zurück, in unserem Fall in die 1970er-Jahre, von Candace Falk, einen Blick auf die Gegenwart des Jahres 1995, in der das Interview aufgezeichnet wurde, und diesen Zukunftsblick. Wobei ein bisschen offen ist, wie weit in die Zukunft gedacht wurde. Das war spannend, weil da etwa die Diskussionen zur Umbenennung in Gender Studies an der University of California in Berkeley angesprochen wurden.

Johanna Gehmacher: Also eine vergangene Zukunft ...

Konstantina Maria Hornek: Wir hatten im Seminar auch eine Diskussion darüber, wie man mit bestimmten Begriffen, beispielsweise „Feminismus“, umgehen soll. Wie bezeichnen sich die Personen in den Interviews selbst? Welches sind Fremdzuschreibungen, die wir aufgrund unserer aktuellen Situierung vornehmen? Da wir mit einer Höranalyse arbeiteten, war es uns besonders wichtig, die eigene Situiertheit zu reflektieren. Candace Falk blickt ja auch von 1995 in die 1970er zurück und reflektiert ihre eigene Sprache, zum Beispiel, wie sie ihre Kurse benannt hat: „Women and Money“. Sie kritisiert sich selbst und meint, dass sie die Bezeichnungen „Women and ...“, die damals neu waren, jetzt (1995) nicht mehr verwenden würde.

Johanna Gehmacher: Sie haben also die Zeitebenen, wie sie in den Interviews benannt wurden, herausgearbeitet. Haben Sie selbst auch Zeitstrukturierungen vorgenommen?

Konstantina Maria Hornek: Tatsächlich haben uns die Zeitebenen der Interviews beeinflusst, sodass wir auch in diesen Ebenen gedacht haben. Für uns war diese Dreigliederung sehr eindrücklich.

Liana Popa: Ich finde, es war herausfordernd, sich in den historischen Kontext einzuarbeiten. Es ist weder unsere Generation noch unsere geografische Region. Überdies werden in Interviews selten konkrete Jahreszahlen angegeben, was die Kontextualisierung erschwert.

*Johanna Gehmacher: Wir verflachen das ja in der Lehre notgedrungen auch. Man bespricht eine ikonische Figur, mehr geht sich in der Vorlesung schon nicht mehr aus. Und das erscheint dann so wie ein Weg in die Vergangenheit. So entsteht eine fiktive Nähe zwischen bestimmten geografischen Regionen, zwischen bestimmten Akteur*innen. Das ist auch ein Problem der Vermittlung, das da zum Ausdruck kommt.*

Nadja Etinski: Mir ist aufgefallen, dass mir viele Dinge, die die interviewten Personen erzählt haben, nahe und vertraut schienen. Ich habe mich gefragt, warum eigentlich? Und dann ist mir aufgefallen, dass das mit der Literatur zu tun hat, die ich gelesen habe.

Johanna Gehmacher: Das ist interessant, was Sie da über das Lesen sagen: Man gewinnt dadurch Intimität mit einem anderen Ort und einer anderen Zeit. Aber die Frage ist, ob das die gleiche Intimität ist wie jene, die entstünde, wenn man dort gewesen wäre?

Nadja Etinski: Viele der Schriftstellerinnen, die die Interviewpartnerinnen gelesen haben, habe ich auch gelesen: Virginia Woolf, Adrienne Rich und so weiter. Und obwohl die Frauen der 1970er-Jahre diese Texte aus einer ganz anderen Fragestellung heraus lasen, erkenne ich darin bis heute zahlreiche Parallelen zu aktuellen feministischen Diskussionen und kann mir die damalige Bedeutung dieser Texte zumindest ansatzweise vorstellen.

Johanna Gehmacher: Das schafft Gemeinsamkeiten ... Zu dieser imaginären Nähe über die Zeit hinweg passt auch meine nächste Frage, die Frage nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten in Bezug auf das Verhältnis von Wissen und Politik. Welche Ähnlichkeiten nehmen Sie wahr? Etwa im Hinblick darauf, welches, auch „alternative“, Wissen man erzeugen muss, um bestimmte Dinge/Forderungen politisch durchzusetzen. Scheint Ihnen das ähnlich wie in den Women's Studies der 1970er oder ganz anders?

Nadja Etinski: Mich hat das sehr beschäftigt. Ich habe mich gefragt, wie eine politische Bewegung so einen starken Einfluss auf einen akademischen Raum gewinnen konnte. Die enge Verbindung zwischen der zweiten Frauenbewegung und der Entstehung der Women's Studies wird in den Interviews ganz klar. Die Motivation, das Curriculum zu verändern, war eine politische Motivation, es ging um Gleichberechtigung in jedem Raum und auf jeder Ebene. Heute sehe ich da fast schon eine gegenteilige Tendenz, wenn man in den Gender Studies versucht, gar keine politischen Wertungen einzubeziehen. Eher nutzen politische Bewegungen, auch feministische, die Wissenschaft als Legitimation. Man legitimiert seine Forderungen über Studien, die man immer wieder erwähnt. Es ist fast so, als hätte sich das umgedreht.

Johanna Gehmacher: Umso interessanter ist es, darüber nachzudenken, wie man das Verhältnis von Wissenserzeugung, Wissensproduktion und politischer Bewegung heute wahrnimmt ...

Liana Popa: Ich glaube, der größte Unterschied zu damals ist, dass man das heute nicht mehr aus dem Boden stampfen muss, nicht mehr bei Null anfangen muss. Ich finde, man merkt das schon an der Art, wie in den 1970ern im Vergleich zu den 1990ern geschrieben wurde. In den 1970ern ging es zuerst einmal um das Neudenken, um das Schreiben. Es ging um Diskussionen, um Theoriebildung und um Strategien. In den Interviews in den 1990ern wird bereits viel über Ergebnisse und Weiterentwicklung gesprochen. Und wir können uns jetzt auf das alles berufen und haben ein riesiges, fast unüberschaubares Kontingent an Wissen. Was hingegen die sozialen Bewegungen angeht, denke ich, dass politischer Aktivismus mittlerweile ganzheitlicher präsent ist, nicht mehr ‚nur‘ radikal, also indem man auf die Straße geht ... was aber natürlich immer noch wichtig ist.

Konstantina Maria Hornek: Ich weiß noch, dass mich am Anfang dieses Revolutionäre in den Interviews sehr gepackt hat. Man fühlt den Aufbruch, das waren wirklich die Anfänge. Und man spürt das Radikale, das Revolutionäre dieser Personen. Die mussten viel geben, um sich ihren Raum zu erkämpfen.

Johanna Gehmacher: Die Bewegungen der 1970er-Jahre wollten ja alternatives Wissen erzeugen und es dem Herrschaftswissen gegenüberstellen. Heute verbinden wir mit alternativem Wissen eher Wissenschaftsfeindlichkeit, eine Gefahr. Wie Sie richtig gesagt haben, geht es heute oft darum, wissenschaftlich generiertem Wissen Geltung zu verschaffen, wenn man feministischen Positionen Relevanz verleihen will. Da hat sich tatsächlich etwas gedreht.

Gehen wir nun aber ein Stück zurück zur Frage der Praxis der Wissensgewinnung. Welche Erfahrungen hatten Sie mit der Archivierung, mit dem Zurverfügungstellen von Quellen? Welche Auswirkungen hatte das auf Ihre Erkenntnisprozesse?

Lisa Pairits: Am Anfang stand die Frage, wieso wir uns gerade mit diesen Frauen beschäftigen. Wie sind sie von der Interviewerin 1995 ausgewählt worden, und wonach wählen wir aus? Bei der Analyse der Interviews hätte ich sehr gerne mit Stichwortsuche gearbeitet. Aber es war ein schwieriger Weg, bis ich tatsächlich eine digitale Version des Transkripts verwenden durfte. Irgendwann hat das funktioniert. Und dann ist dieser Ordner vor mir gelegen, mit 25 Interviews zu je 25 Seiten, das ist ja auch eine zeitliche Frage. Man ist es so gewohnt, dass man Steuerung F drückt und sofort alle 15 Stichworte, die man ansehen will, angezeigt werden.

Johanna Gehmacher: Gab es denn rechtliche Gründe, dass Sie die Transkripte nicht elektronisch bekommen haben?

Lisa Pairits: Wahrscheinlich. Ich habe mir dann den Laptop vom Archiv ausborgen dürfen und vor Ort mit dem File arbeiten können. Ich habe mir Notizen gemacht und die Seiten dazu notiert, so konnte ich dann auf der Papierversion nochmals nachsehen. Es hat funktioniert, aber das war etwas, woran ich gar nicht gedacht hatte.

Konstantina Maria Hornek: Ich würde gerne noch etwas zu den Archivierungsprozessen sagen, weil das die Möglichkeiten des fokussierten Analysierens stark beeinflusst. Das haben wir in unserem Text auch reflektiert. Wir sprachen häufig über die Begriffe „Original“ und „Kopie“ und kamen zum Schluss, dass das ‚originale Original‘ eigentlich das Gespräch ist, das in einem Raum zwischen zwei Personen stattfindet. Schon durch die Aufnahme geht viel Information verloren. Aber wir sind auf diesen hörfokussierten Sinneseindruck angewiesen. Ich denke, die Materialität ist eine ganz andere, wenn man das Transkript vor sich hat. Und obwohl wir das Hören so in den Fokus stellen wollten, war das Transkript für die Orientierung im Audiomaterial für uns ein wichtiger Bezugspunkt.

Johanna Gehmacher: Was hätte es geheißen, sich nur auf das Gehörte zu beziehen?

Konstantina Maria Hornek: Das haben wir versucht. Wir haben nicht zuerst das Transkript gelesen und dann Analysepunkte festgelegt. Aber die Zeitkodierungen, die es im Transkript gibt, haben uns Orientierung verschafft. Es war auch interessant, was ins Transkript gekommen ist und was nicht. Stellenweise haben wir eine eigene Version eines Transkripts erstellt und dabei gemerkt, wir schreiben das fast wie ein Theaterskript. Für uns waren Details wichtig wie: Die Person lacht, wenn sie das sagt. Oder: Da ist eine längere Pause. Oder die Stimmen werden verstellt, so etwas hatte starken Einfluss auf die Analyse.

Johanna Gehmacher: Und das war nicht in dem Transkript enthalten?

Konstantina Maria Hornek: Genau, das war recht geglättet.

Johanna Gehmacher: Haben Sie eine bestimmte These entwickelt über die Zeitlichkeit eines solchen Hörerlebnisses? Also entsteht eine andere Zeitwahrnehmung, wenn man ein Interview hört, statt es zu lesen?

Konstantina Maria Hornek: Ja, auf jeden Fall. Die Aufnahme ist ja auf Kassette. Da ist der Höreindruck ein ganz anderer. Dieses Rauschen, das man im Hinter-

grund hört, versetzt einen auch in eine andere Zeit. Wir haben das auch „Mithören“ genannt.⁹

Johanna Gehmacher: Sie haben die Beschränkungen im Archivzugang thematisiert, die mit rechtlichen Fragen zu tun haben können, aber möglicherweise auch auf ökonomische Beschränkungen eines Bewegungsarchivs verweisen, das nicht fünf Hörstationen hat, sondern einen einzigen Laptop, der weitergegeben werden muss. Ich wollte Sie nun fragen, ob Sie bestimmte Erkenntnisse gewonnen haben, was die Herausforderungen eines solchen Interviews mit Expertinnen einer Bewegung sind. Was hätten Sie anders gemacht, wenn Sie an Retschnigs Stelle gewesen wären? Man wünscht sich ja manchmal, dass diese oder jene Frage gestellt worden wäre.

Nadja Etinski: Mir hat tatsächlich der Interviewstil von Renate Retschnig sehr gut gefallen. Sie hat immer die drei gleichen Fragen gestellt und die interviewten Personen frei reden lassen. Aber das ist dann natürlich eine Herausforderung bei der Auseinandersetzung mit den Interviews, dass das Interview kaum gelenkt wurde. Es sind wirklich freie und sehr unterschiedliche Gespräche. Durch die Offenheit der Fragen wurde den interviewten Personen sehr viel Raum gegeben, sich selbst zu inszenieren. Mir ist einerseits bewusst, dass es eine Selbstinszenierung ist, und gleichzeitig habe ich kaum andere Quellen. Also muss ich mich auf das Erzählte verlassen. Aber wie gehe ich damit um? Das war für mich das Schwierigste. Und auch die sehr persönlichen Erzählungen mit dem historischen Kontext zu verbinden, das war nicht so einfach.

Johanna Gehmacher: Gab es Fragen, von denen Sie sich gewünscht hätten, dass Renate Retschnig sie gestellt hätte?

Nadja Etinski: Natürlich gibt es Dinge, die ich gerne gewusst hätte, aber ich schätze diese offenen Fragen trotzdem. Was ich eher schade fand, ist, dass manche Interviews nicht von uns verwendet werden konnten, weil die interviewten Personen nicht ihr Okay zur Beforschung gegeben haben.

Liana Popa: Mich hätte interessiert, noch mehr über den politischen Aktivismus der interviewten Wissenschaftlerinnen zu erfahren, der so eine wichtige Rolle für viele gespielt hat. Eine Nachfrage dazu wäre spannend und relevant gewesen – einfach, weil es einen so großen Stellenwert als Strategie hatte. Ich finde auch, da bemerkt man eine Entwicklung. Zwanzig Jahre später wurde der Aktivismus zwar als ein wichtiger Aspekt erwähnt, er war aber nicht mehr mit so einer starken

⁹ Andrea Althaus u. a., Ein Interview, zwei Gesprächspartner, drei Fragehorizonte, vier Mithörerinnen. Deutungsmöglichkeiten einer archivierten Audioaufnahme, in: Linde Apel (Hg.), Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben. Oral History im 21. Jahrhundert, Berlin u. a. 2022, 81–117, 94.

Selbstidentifikation verbunden, weil die Prioritäten nun andere waren, weil diese politische Bewegung für die Wissenschaft auch nicht mehr so notwendig war, weil der Weg für die Institutionalisierung der Women's Studies schon geebnet war. Mich hätte außerdem interessiert, mehr über das Wirken untereinander und Aspekte wie Inklusion oder Intersektionalität zu erfahren.

Konstantina Maria Hornek: Wir sind an unser Interview mit der Perspektive herangegangen, durch eine Hör- und Sprechanalyse den beiden Personen viel Raum zu geben, also auch der Interviewerin Renate Retschnig. Man erfährt aber sehr wenig über sie. Wir hätten gerne Feldforschungsnotizen gehabt. Es gibt einen Reisebericht, der aber nicht auf einzelne Interviews eingeht. Renate Retschnig ist ja schon mit 54 Jahren gestorben [2003], die Frage war also auch, ob dieses Material für sie noch in irgendeiner Weise zur Ausarbeitung interessant gewesen wäre. Welche Fragen hätte sie an das Material gestellt? Dieses Wissen hat, auch emotional, den Prozess begleitet, dass man eigentlich gar nicht weiß, wohin das weitergegangen wäre.

Johanna Gehmacher: Das verstehe ich gut, die Wiederverwendung von Interviews hat ja methodische, aber auch ethische Implikationen.

Lisa Pairits: Tatsächlich habe ich mir beim Hören gedacht, dass es schon Unterschiede gegeben hat, dass Retschnig zu manchen Interviewpartnerinnen einen sehr guten Draht hatte, bei anderen war das vielleicht ein bisschen kühler. Das kann ich nicht beweisen, aber bei manchen Interviews hat sie sich mehr eingebracht, mehr von sich selbst erzählt. Auf die Frage, was wir mitnehmen für eigene Expert*inneninterviews würde ich also sagen, man sollte einfach mitdenken, wie stark die Beziehung zur Interviewperson das Gespräch beeinflusst.

Johanna Gehmacher: Nun zum Abschluss noch eine andere Frage: Hat das Wissen, dass diese Arbeit zu einer Publikation führt, Ihren Forschungs- und Schreibprozess beeinflusst? Hat es Ihr Denken verändert?

Nadja Etinski: Bei mir hat das von Anfang an eine wichtige Rolle gespielt. Ich habe gedacht, ich muss das so schreiben, dass es interessant zu lesen ist. Ich habe mir viele Gedanken gemacht, wie ich Leute dazu bringen kann, meinen Artikel zu Ende zu lesen. Das hat es für mich schwieriger gemacht. Aber es hat die Arbeit auch spannender gemacht, dass ich wusste, der Text wird von mehreren Menschen gelesen. Außerdem ist das *Æther*-Magazin nicht nur für ein Fachpublikum, sondern auch für ein generell interessiertes Publikum, das hat mich auch zum Nachdenken gebracht, wie ich das Wissen einem Publikum vermittle, das sich nicht unbedingt im akademischen Umfeld bewegt.

Johanna Gehmacher: Sie haben sich gefragt, wie kann ich mein Publikum behalten? Haben Sie da eher an ästhetische, rhetorische Mittel gedacht oder an Inhalte, haben Sie sich gedacht, das muss ich weglassen, denn das interessiert die Menschen nicht so sehr?

Nadja Etinski: Es war auf jeden Fall beides. Ich habe versucht, vor allem die Akteurinnen als Figuren so plastisch wie möglich darzustellen und trotzdem nah bei den Quellen zu bleiben und nicht überzuinterpretieren. Es war für mich auch wichtig, dass es einige wenige Akteurinnen sind, wie in einem Roman, wo man auch nur eine bestimmte überschaubare Zahl von Figuren hat. Dann kann man denen besser folgen und sich vielleicht auch besser in diese Zeit hineinversetzen.

Konstantina Maria Hornek: Da wir zwei Autorinnen sind und unser Fokus auf dem Anhören der Interviews lag, war für Ines Birke und mich die Frage wichtig, wie man den Lesenden dieses Material auf eine ähnliche Weise zugänglich machen kann, wie wir es kennengelernt haben. Es gab allerdings die Limitation seitens des Archivs, dass das Audiofile nicht zugänglich gemacht werden darf. Wir stellten uns auch die Frage, wie man einen kollektiven Analyseprozess für Lesende greifbar macht. Wir haben das Audio im Archiv gehört und Diskussionen geführt, daher wollen wir auch Einblick in unsere Diskussionsnotizen geben.

Lisa Pairits: Man weiß ja, wenn man wissenschaftliche Journale liest, dass daran viele Bearbeitungsschleifen hängen. Aber das einmal mitzuerleben und zu erfahren, dass da doch ein bisschen mehr Geduld dabei sein muss, das war schon ein Aspekt, der sich ausgewirkt hat. Wenn keine Publikation am Ende gestanden wäre, hätte man vielleicht irgendwann gesagt, das reicht ...

Johanna Gehmacher: Wenn es eine Motivation ist, sich so anzustrengen, heißt das auch, dass Sie bestimmte Hoffnungen damit verbinden, dass Sie Ihre Arbeit nun publizieren können?

Lisa Pairits: Für mich war es eher ein Ausprobieren. Aber ich bin froh, dass ich die Erfahrung machen kann.

Konstantina Maria Hornek: Ines Birke und ich haben über das Ziel unseres Textes gesprochen und den Wunsch formuliert, dass andere Personen besonders unsere Art der Analyse so ansprechend finden, dass sie das Interesse gewinnen, auch in dieser Weise mit Archivmaterial zu arbeiten. Ich habe auch den Mehrwert erfahren, der darin liegt, das nicht in Einzelarbeit zu tun. Wir würden Menschen gerne näherbringen, was es bedeutet, wenn man zu zweit oder zu mehr Diskussions führt.

Dietlind Hüchtker: Ich möchte zu dieser Frage ergänzen, dass das Wissen um die Publikation auch die Korrekturarbeiten verändert. So viele Schleifen würde man bei der Benotung einer Seminararbeit nicht machen.

Johanna Gehmacher: Das heißt, ihr habt bei der Seminarleitung auch mehr Arbeit gehabt?

Dietlind Hüchtker: Ja, mehr Arbeit und eine andere Orientierung.

Johanna Gehmacher: Habt ihr das erwartet, als ihr das Seminar begonnen habt? War schon zu Beginn klar, dass es eine Veröffentlichung geben wird?

Friedrich Cain: In meiner Perspektive war ziemlich klar, worauf es hinauslaufen sollte. Das hat auch die ganze Seminararchitektur, die über zwei Semester angelegt war, geprägt. Ich bin aber auch an die Grenzen meiner Vorstellungskraft gestoßen. Bei der Betreuung der Texte bin ich mehrfach an den Punkt gekommen, an dem ich überlegt habe, wie ich das selbst schreiben würde. Das konnte auf der Ebene der Darstellung liegen, aber es ging auch um die Konstruktion des Textes und den Aufbau. Es war sehr lehrreich für das Nachdenken über das eigene Schreiben und das eigene Arbeiten.

Johanna Gehmacher: Es gibt ja eher direktive Formen, Schreiben zu lehren, bei denen man eine klare Struktur eines Textes und klare Prozesse vorgibt, aber auch offenere Formen, das zu vermitteln. Wart ihr da auf einer der beiden Seiten oder habt ihr unterschiedliche Zugänge probiert?

Friedrich Cain: Insbesondere im zweiten Semester haben wir versucht, uns an den Vorgaben der *Æther*-Redaktion auszurichten. Die Artikel sind in der Grundstruktur relativ schematisch. Es gibt eine Einleitung und einen Schluss und dazwischen zwei bis drei Hauptteile. Wir haben versucht, diese Teile nacheinander schreiben zu lassen, also auch als Entwürfe schreiben zu lassen und diese dann in Schleifen zu diskutieren, um den Text anschließend zusammenzusetzen. Aber das funktioniert so im Einzelnen kaum. Texte werden nicht von Anfang bis Ende geschrieben. Es ging dann vor allem darum, Material zu produzieren, mit dem später weitergearbeitet werden konnte. Meine Wahrnehmung war auch, dass die Studierenden alle ganz unterschiedliche Zugänge und Schreibpersönlichkeiten haben und dass dieser schematische Aufbau damit nicht unbedingt zusammenpasst. Jedenfalls gab es eine große Bereitschaft zur Zusammenarbeit, die weit über die Credit-Points, die in diesem Jahr für das Studium zu holen waren, hinausging. Dessen sind wir uns sehr bewusst und dafür sind wir sehr dankbar. Immer wieder ging es um das abermalige Öffnen des Textes – also der Datei im wortwörtlichen Sinne, aber auch des Geschriebenen im metaphorischen Sinne. Das kann ja auch qualvoll sein. Dass es trotzdem so gut funktioniert hat, war eine besondere Erfahrung.

Dietlind Hüchtker: Im ersten Semester haben wir die Themenfindung sehr offen gestaltet. Wenn ich anderen über dieses Projekt erzählt habe, dann haben viele erwartet, dass die Studierenden sich jeweils einer Person, einem Interview wid-

men. Die waren dann ganz überrascht, dass wir nicht sofort die Interviews verteilt haben. Wir haben im ersten Teil der Veranstaltung viel mit Material gearbeitet, also mit inhaltlichem und historischem Material und auch mit methodischen Texten, was sind Interviews usw. Außerdem haben wir im ersten Semester vor allem gesagt: Lesen Sie, gehen Sie in die Archive und suchen Sie sich ein Thema, versuchen Sie, darüber nachzudenken, was Sie interessiert. Im zweiten Semester gab es dann klarere Strukturen. Ich hoffe, dass diese Kombination auch dazu beigetragen hat, dass die Studierenden ihre eigenen Schreibpersönlichkeiten entwickeln konnten.

Johanna Gehmacher: Habt ihr bei der Seminarplanung bestimmte Hoffnungen mit diesem Lehr- und Forschungsprojekt verbunden?

Dietlind Hüchtler: Mich hat die Zusammenarbeit mit den Studierenden gereizt, also die Möglichkeit, etwas gemeinsam zu machen, bei dem am Ende etwas Konkretes herauskommt. Ich freue mich immer noch darauf, dass wir dann irgendwann einen Band in der Hand haben und ihn auch im Netz sehen werden. Das war eine der Motivationen. Aber ich erhoffte mir auch Reflexion über die Frage, was ich seit zehn Jahren in Forschung und Lehre betreibe. Es ging mir um die Frage, was ist Geschlechtergeschichte, was leistet sie heute noch? Und da ich Historikerin bin, ist mein Weg, das zu historisieren und aus dieser aktiven Fremdheitsentwicklung eine Überzeugung zu gewinnen, warum es doch sinnvoll ist weiterzumachen.

Friedrich Cain: Ich fand es interessant, die Verbindung zwischen, sagen wir mal, Wien und der großen Welt, in diesem Fall den US-amerikanischen Kontexten, zu untersuchen. Welche Linien und Zusammenhänge gibt es und wie kann man das denken? Renate Retschnigs Projekttitel lautete „Grundzüge der wesentlichen (wissenschafts-)theoretischen Entwicklungsstränge im Bereich *women's studies* in den USA im Vergleich mit der Entwicklungsgeschichte der Frauenforschung im deutschsprachigen Raum“.¹⁰ Das ist riesig, damit kann man ganze Forschungsbereiche über Jahrzehnte beschäftigen. Das war der eine Kontext, der andere war ein didaktisches Interesse: ein Projektseminar durchzuführen, in dem es tatsächlich nötig war, ins Archiv zu gehen. Das bedeutet sehr viel Arbeit, erlaubt aber auch, einen Forschungszugang stärker in das Seminar hereinzuholen. An ganz vielen Stellen lässt sich das zeitlich nicht umsetzen – auch zwei Semester sind irgendwann vorbei. Aber es ging darum, das ein bisschen größer zu denken, Prozesse offenzulegen und vorzuführen, wie Texte entstehen.

¹⁰ Retschnig, Amerika, 1996, 56.

Johanna Gehmacher: Ich habe jetzt zweierlei wahrgenommen: die Herausforderung, tatsächlich im Seminar mit Archivmaterial zu arbeiten, aber auch die Herausforderung, produktorientiert zu schreiben. Würdet ihr etwas anders machen, wenn ihr nochmals ein ähnliches Seminar planen würdet? Gibt es Erkenntnisgewinne aus diesem Prozess?

Dietlind Hüchtker: Meiner Beobachtung nach hätten wir über die Zeitebenen noch stärker nachdenken und dieses Nachdenken auch im Schreibprozess stärker reflektieren müssen. Wir haben zwar theoretische Texte dazu gelesen, aber das ist nicht immer direkt in den Schreibprozess übersetzbar.

Johanna Gehmacher: Ich habe in dieser Stunde sehr viele spannende Sachen erfahren und könnte noch lange weiterfragen. Aber wir haben uns ja auch einen Zeitrahmen gesetzt, daher will ich zum Abschluss fragen, ob jemand noch etwas sagen will, was ich nicht angesprochen habe, aber das Ihnen auf der Zunge liegt, das Ihnen wichtig scheint zu bedenken?

Liana Popa: Ich würde gerne sagen, dass ich es sehr gut und auch wichtig finde, dass solche Projekte wie unseres stattfinden. Sie geben Personen, die interessiert daran sind, in der Wissenschaft zu bleiben, die Möglichkeit, Fuß zu fassen und sich zu beteiligen, aber auch auszuprobieren, ob das überhaupt das Richtige ist bzw. so, wie man es sich vorgestellt hat. Ich finde es vor allem wichtig, offen dafür zu sein, dass Studierende innovative Kompetenzen mitbringen und vielleicht neue Zugänge entwickeln können.

Konstantina Maria Hornek: Das Arbeiten mit Quellenmaterial im Archiv ist dabei eine wichtige Erfahrung, sodass man beispielsweise Limitationen erkennt. Auch: Was bedeutet es, dass es sich um ein Bewegungsarchiv handelt, das weniger Ressourcen hat, wenig Personal, kleine Räumlichkeiten? Wie fühlt es sich an, diesem Material sehr nahe zu sein – oder auch Orten und wichtigen Personen wie der Archivarin Margit Hauser?

Johanna Gehmacher: Nun selbst interviewt zu werden, ist das auch eine erste Erfahrung gewesen? Ja? Ich hoffe, es war okay. Ich bedanke mich sehr herzlich bei Ihnen!